



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Ernst Moritz Arndt und Johanna Motherby : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

braucht die Kunde von täglichen Mordthaten, um durch deren Genuß die erschlafften Schleimhäute seines schwer verdauenden Biermagens anzuregen. In Berlin erscheint eine neue Zeitung, die nichts als Verbrechen und Unfälle zu bringen verspricht, und London erfreut sich seit einigen Monaten einer Divorce Gazette „Dieses Wochenblatt — so lesen wir in der Monatschrift »Deutsche Worte« S. 315 — ist eine geschickte Kombination von Gerichtssaalberichten, Skandalartikeln und Zoten mit Ankündigungen von Agenturen, die Privatdetektivs beiderlei Geschlechts empfehlen, um die nötigen Beweise zur Durchführung der Scheidungsklage herbeizuschaffen u. s. w. Der Zweck des Blattes soll sein, das Hinfällige und Widersinnige unsrer Ehe zu erweisen. Wie weit es dem Herausgeber damit Ernst ist, bleibe dahingestellt; das Blatt bezahlt sich bis jetzt sehr gut, und das ist schließlich die Hauptsache.“ Es wäre nur ein unpassender Scherz, wenn wir sagen wollten, daß wir mit dieser *sin de siècle*-Erscheinung einen passenden Übergang zur Darstellung der griechischen Familiensittlichkeit gewonnen hätten.



Ernst Moritz Arndt und Johanna Motherby

Von Adolf Stern

(Schluß)



ören wir Arndts eigne Schilderung des Motherby'schen Hauses in Königsberg, in dem ihm die junge Frau begegnete, die er seine Furina nannte, an die die glühenden, sehnsuchts- und stimmungsvollen, zwischen Hoffnung und Entsagung, Weh und Erhebung auf- und abzitternden Briefe gerichtet sind, von deren Existenz seither wohl nur wenige gewußt haben. „Dies war (erzählt Arndt in seinen »Wanderungen und Wandlungen«) ein edles, freies Bürgerhaus, ein vom englischen und Kantischen Geiste durchwehtes Haus. Motherby's Vater war ein geborner Engländer aus Hull gewesen, Kaufmann in Königsberg, wie sein Freund, der Schotte Hay, Freund und Tischgenosse Kants. Von dem Geiste jenes Lebens hatten die Söhne des Huller Motherby's etwas abbekommen. Das Motherby'sche Haus war gleichsam das Kasino, das Versammlungshaus der feurigen, kriegslustigen Jugend, die sich mit Herz, Faust und Degen rüstete und für den nahen großen Kampf einübte. D hier waren prächtige Jungen. Die Namen vieler wackern Sünglinge stehen noch mit hellsten, goldensten Buchstaben auf der schon sehr gebleichten und bemoosten Tafel meines

alten Gedächtnisses geschrieben: Triccius, Freiherr Hoverbeck, von Fahrenheit, von Bardeleben und viele andre Vortreffliche, die aus den blutigen Schlachten nimmer die Heimat wiedergesehen haben, sondern in fremder Erde begraben sind; unter diesen letzten ein Bruder Motherbys, Regierungsrat in Gumbinnen und Hauptmann in der preußischen Landwehr, der beim Sturm auf Leipzig auf der erkletterten Mauer, den Seinigen ein Vorstürmer, von einer tödtlichen Kugel getroffen ist. . . . Das waren Tage, ja das waren herrliche Tage, die junge Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang durch alle Herzen, sie klang und sang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Der Bücherstaub der Gelehrsamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht, und der goldne Blütenstaub des fröhlichen Maientages der Hoffnung und des Mutes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte, auch die Kältesten wurden warm, auch die Steifsten wurden gelenkig, sie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort.“

Ernst Moritz Arndt hatte von Haus aus niemals zu den Kältesten, sondern immer zu den Wärmsten gehört, er hätte der Glut, die ihn jetzt durchloderte, nicht erst bedurft. Den Doktor William Motherby kannte er von seinen Reisen her, die junge eben dreißigjährige Gattin des kenntnisreichen, hochgebildeten und unermüdblich thätigen Arztes lernte der Dichter in diesen Tagen erst kennen. Motherby hatte im Sommer 1806, unmittelbar vor dem Zusammensturz des alten fridericianischen Preußens, Johanna Charlotte Thielheim aus Königsberg geheiratet, deren wunderbar schöne Augen und gefällig bewegliche Anmut auf viele Männer einen tiefern Eindruck machten. „Auf die junge Frau fiel die schwere Last der Haushaltsführung und der Repräsentation in ungewohnten Verhältnissen, aber meisterhaft muß sie es verstanden haben, so wie ihr Mann es nur immer wünschen konnte, ihr Haus zu einem Sammelpunkt hervorragender Geister zu machen; denn alle ihre Gäste waren stets wieder aufs neue entzückt von dem anmutigen Wesen der kleinen Hausfrau. Gerade für die Beurteilung des Charakters Johannas ist dieses schnelle Sichhineinfinden in eigenartige, groß-angelegte Verhältnisse von Belang,“ berichtet Meisner, der Herausgeber der Briefe, und fügt außerdem hinzu, daß Motherby zwischen 1807 und 1813 so ganz von den neuen Verhältnissen in Staat und Stadt in Anspruch genommen worden sei, daß ihn sein Amt, besonders die Einrichtung einer Impfanstalt und die Reorganisation der Irrenanstalt in Königsberg viel vom Hause entfernt hielten, sodaß „die beiden jungen Ehegatten keine Zeit fanden, sich innerlich zu nähern und dadurch den Herzensbund, den sie äußerlich geschlossen hatten, zu einem unlösbaren zu machen. Motherby, der Vielbeschäftigte, mag weniger die Annäherung der beiden Herzen vermißt haben, als seine junge Frau, der von den Freunden des Hauses Huldigungen dargebracht wurden, die sie von ihrem eignen Manne verlangen durfte und doch nicht erlangen konnte.“

Jedenfalls war Johanna Motherby eine jener problematischen Naturen,

deren ganzes Wesen an das tiefe, sehnüchtige Verlangen nach einer Blüte hingegeben ist, die die Erde nicht trägt, an die Sehnsucht nach einer Liebe, die kindlich gläubig und feurig leidenschaftlich, die Spiel und tiefste Wahrheit, weltfreudig und weltvergessen zugleich wäre, die jeden Tag mit den Strahlen vergoldete, die dem Menschen nur in seinen seligsten Stunden leuchten. Weil ihr das Leben dies Unendliche nicht gewähren wollte, lag ein Lächeln der Wehmut um ihre Lippen, blieb etwas Sehnedes in ihren Blicken und etwas Suchendes in ihrem ganzen Wesen. Johanna Motherby zog durch die geistige Regsamkeit und die leidenschaftliche Teilnahme, die sie allem Schönen, jeder geistigen Schöpfung und jedem geistigen Leben entgegenbrachte, bedeutende Männer an, die weiche, zarte Hilfsbedürftigkeit ihrer Natur flößte ihnen den Wunsch ein, die Liebenswürdige über jeden Stein des Anstoßes zu tragen und sie vor jedem rauhen Hauche zu schützen. Von diesem Gefühl war Wilhelm von Humboldt ergriffen worden, der Johanna Motherby kennen gelernt hatte, als er 1809 als preußischer Kultus- und Unterrichtsminister nach Königsberg gekommen war und bis zum Jahre 1813 einen Briefwechsel mit ihr führte, den nach den von Meißner mitgeteilten wenigen erhaltenen Proben zuletzt eine alles vergessende, stürmische, fordernde Leidenschaft erfüllte. Dies Gefühl übermannte auch Arndt und wurde bei ihm durch seine Vergangenheit und seine damalige Lage verstärkt. Arndt war seit einem Jahrzehnt Witwer, hatte seit eben so langer Zeit ein rastloses, von Gefahren bedrohtes Wanderdasein geführt und doch den Wunsch nach Frauenliebe, den Wunsch nach einem glücklich=friedlichen blütengeschmückten Dasein nie hinter sich geworfen. So gesellte sich der zärtlichen Teilnahme, die ihm Johanna Motherby einflößte, dem Vertrauen, das sie unwiderstehlich forderte, und das ihr Arndt schrankenlos entgegenbrachte, eine Empfindung, der er keinen Namen gab, deren innerste Natur aber die Verse an „Turina“ offenbarten:

Thöricht, wer die kurze Wonne
Dieses Lebens meint zu sparen,
Denn es bleichet jede Sonne
Einen Kranz in unsern Haaren,
Jede fliehende Minute
Gibt mit süßem Raub von hinnen,
Kühlt ein Tröpfchen in dem Blute,
Löschet ein Fünkchen in den Sinnen!

Bei beiden, und zumal bei Arndt, scheinen die Königsberger Wochen den Traum geweckt zu haben, in einer glücklichern Zukunft einander ganz anzugehören. Ob Wilhelm Motherby anfänglich etwas davon ahnte oder nicht, wäre schwer zu erraten, er trat gleich seiner Frau nach Arndts Abreise aus Königsberg mit diesem in Briefwechsel, in dem natürlich die allgemeinen, die vaterländischen Dinge die persönlichen Angelegenheiten weit überwogen. Er war in den Tagen der Erhebung und der Rüstungen zum „Oberarzt der Land-

wehr von Preußen“ ernannt worden, er fand reiche, nur allzu reiche Arbeit in den Lazaretten, die unter seine Leitung gestellt waren. Die Königsberger Hartungsche Zeitung des Jahres 1813 enthält eine Reihe von ihm unterzeichneter Hilferufe und Dankfagungen, er mußte „ein Publikum zu bitten wagen, das seit Jahren unablässig zu liefern nicht ermüdete,“ er fand die freudigste Bereitwilligkeit zum Beistand für seine Verwundeten bei den Frauen und Jungfrauen Königsbergs und Ostpreußens, er hatte wieder und wieder die Opferlust und die edle Wohlthätigkeit zu preisen, die ihm in diesem kriegereichen Frühling, Sommer und Herbst seine Aufgaben erleichterte. Nahm auch seine Frau an diesen Liebeswerken Anteil, so fand sie doch nicht wie er volle Befriedigung dabei, ihre Träume gingen nicht darin auf, und während sie zwischen ihren Blumen und Bäumen, an der Seite ihres Mannes und mit ihren blühenden Kindern Nancy und Robert still weiter lebte — die Kriegsdonner rollten nun schon fern von Königsberg —, folgte ihre Phantasie dem viel umgetriebnen Freunde Arndt auf seinen Pfaden, durstig trank sie die leidenschaftlichen Worte der Hingebung, der Bewunderung und des zärtlichsten Vertrauens, mit denen sie Arndt von Dresden, Berlin und Reichenbach aus während des ersten Vierteljahrs nach der Trennung überschüttete.

In wundersamem Gegensatz zu den getümmelvollen Tagen und Umgebungen, in denen sie geschrieben wurden, stehen diese Freundschaftsbriefe des Dichters, die keine Liebesbriefe sind, keine sein sollten und doch in jedem unbewachten Augenblick in Liebesbriefe umschlugen. Am 26. April 1813, wo er in Dresden im Hause Christian Gottfried Körners sein Quartier genommen hatte, meldet Arndt, daß er endlich wieder als ein Mensch gelebt, sich ins Grüne getrieben habe. „Es war ein schöner warmer Tag, und Gewitterwolken schienen am Himmel zu hängen, es kam aber kein Wetter. Ich ging nach meiner Tasanerie (im Dresdner großen Garten) und ließ mich von Busch zu Busch ergehen und die Blüten rauschen und die Vögel singen und die Gedanken spielen, und sie spielten in manchen Busch hinein und unter manchen schattigen Baum und bekränzten sich mit Liebe und Freude und umhalseten sich mit andern süßen Gedanken, die aus der Ferne kamen; und sie sprachen viel Süßes und wußten viel Süßes, und zuletzt stand das wehmütig lächelnde Bildchen, das Turina heißt, vor mir und winkte und weinte wie eine rosigte Frühlingwolke nach dem Regen, und mir schwoll das Herz fast über.“ Am 23. Mai aus Berlin: „In meiner Seele flattern viele Fragen und Antworten, und bei Lesung deines Briefes wollte mir die Brust zugleich von Sehnsucht und Thränen überfließen; aber die atemlose Zeit erlaubt mir manche Tage kaum Minuten zu träumen. . . . Ich hatte den 10. allerdings einen verdrießlichen Tag, wo ich mich mit einem zerbrochnen Rade in Berlin hineinwälzte; solche Begebenheiten nehme ich aber immer als Unglücksableiter. Es ist Unglücks genug, daß unser Schicksal uns nicht zusammenläßt, vielleicht nimmer. . . . Welch ein Leben, o ihr Götter, wäre

das! Doch ihr wisset das beste, und wir müssen euren ewigen Willen erfüllen und trauern.“ Als dann Arndt am zweiten Pfingsttag „des heiligen Festes und des himmlischen Wetters sich freuend,“ unter den Berliner Linden ging und ihn ein Freund — es war Reil — von hinten zupfte und rief: Es ist Waffenstillstand! empfand er die Nachricht wie einen Donnerschlag. Dann schrieb er an Johanna: „Welch einen Tag, welche Tage habe ich verlebt, wie blutet mir das Herz! und doch ist vielleicht noch nichts verloren; aber der Gedanke, es könne Frieden werden, ist eine Hölle für jede deutsche Brust. . . . Als ich heimkam, klopfte es an meiner Thür, und ein Mann brachte mir ein Brieflein; ich erkannte es an den netten Zügen, es war von der süßen Furina. Ich hielt es lange unerbrochen, ich hätte weinen mögen, daß so alles irdische Glück ist, und daß nur auf den Sternen die heitere und sichere Freude wohnt; ich las endlich die lieben, freundlichen, kindlichen Worte, aber sie hatten wenig Gewalt; o Liebe, in welche Zeiten fällst du? Wie werden wir Männer aufgefordert, Eisen zu sein und Eisen zu werden, und dann fallen alle duftige und schimmernde Blüten der Schönheit, dann fällt auch die Liebe ab. Holdselige Furina, bete, daß solches nicht geschehe.“ Und in demselben Briefe mahnt er die Königsberger Freundin, die nur in Sehnsucht und Liebe getaucht ist, die nur Eines und Einen denkt, daß einen jeden das unvermeidliche Verhängnis seiner Brust treibe; „was kann ich dafür, daß ich von Jugend auf mein Vaterland über alles geliebt habe, mehr als mich, als dich, als was sonst Liebes in meinem Herzen lebt? Ich rede aus meinem menschlichen Gefühl zu meiner Liebe; Gott Lob, noch bin ich nicht mürr; aber alles Irdische hat sein Maß. Böse Zeiten hab ich ruhig ertragen, eine wiederkommende Schande — was Gott verhüte! — ertrüg ich nicht!“

Mitten in den Träumen von Furina überkommt ihn am 22. Mai der schmerzliche und vielleicht sündliche Gedanke, „daß alles wohl besser ist, wie es ist, und wie es werden würde, wenn Furina nun mein wäre, und sie liebte mich vielleicht dann nur ein paar Jahre recht warm.“ Er konnte die verfluchten Gedanken nicht abschütteln und die Betrachtung des Verhängnisses der meisten Menschen, die auch warm und blühend anfangen „und doch — o Furina! warum ist der Traum so süß an eine unsterbliche Liebe, und haben doch die wenigsten Sterblichen den Atem dazu!“ Als er aber dann die September- und Oktoberwochen des großen Kriegsjahres hindurch bei und mit dem Grafen Geßler, Körner-Schillerischen Angedenkens, in Reichenbach in Schlesien saß und des Rufes von Stein hartete, der ihn wieder zu den Geschäften der Zentralverwaltung und in die Nähe der kämpfenden Heere führen sollte, da regt sich Sehnsucht wie Zuversicht allmächtig in ihm, und er ruft (Reichenbach, den 5. Oktober) Johanna zu: „Was erzähle ich meiner Furina solche Kleinigkeiten? Lieber ein Wort von dem Licht des Lebens und von der Kraft und Heiterkeit, die fast wie prophetischer und poetischer Vorn in meiner Brust brennt

und sprudelt, sodaß ich mir zuweilen vorkomme, ich wäre was Rechtes; doch ein glücklicher Mensch ist ja immer was Rechtes; lieber ein Wort von unsrer Unsterblichkeit, o Furina, laß das immer eine Unsterblichkeit bleiben! Wenn du wüßtest, welche spanische Schlösser ich für dich und mit dir baue, und wie der Geist sich wie sonnige Luft mit feinen zarten Spinnweben in die Zukunft hineinwiegt, du würdest wohl lächeln über mich großes Kind, zuweilen wohl auch weinen. Mir will es oft selbst so gehen.“ Auch aus Leipzig, wohin er Ende Oktober kam, wo er die Schreckensspuren und Schreckensnachwirkungen der großen Völkerschlacht noch überall vorfand, und wo er mit dem innerlichen Gefühl umherging: „es stirbt sich hier viel, Dank für deine Warnung, du Liebste! Ich werde wohl so durchschlüpfen,“ beteuerte er: „Wie gern trüg ich dich wie mein süßes Kleinod auf meinen Armen und legte das franke Herzchen an mein Herz und sähe in den Himmel deiner Augen und betete Glück und Frieden auf dich! Das kann aber nun nicht sein, und der liebe Gott allein weiß, ob es je sein wird. . . Ein bißchen Ideales, ein bißchen leichten Äther muß ich atmen, wenn das Blei des Lebens mir nicht fühlbar werden soll. . . O grüße und küsse die, welche meine Seele liebt, und laß sie mir Frühlingsluft zuwehen. Ich könnte das zarteste Leben mit dir und um dich führen, Furina, daß die Engel im Himmel sich freueten.“ (Leipzig, 22. Dezember 1813.)

Wenige Tage aber nach dem letzten erwähnten Briefe, am Vorabend seines vierundvierzigsten Geburtstages erhielt Arndt einen Brief von Wilhelm Motherby, der inzwischen wohl begriffen und aus dem Briefwechsel seiner Frau mit Arndt erraten hatte, daß hier eine Trennung in der Zeiten Hintergrund drohe, der jetzt kam, um dem Freunde Vorstellungen zu machen, der wahrscheinlich Arndt darauf hinwies, daß der Mann in solchem Bunde der erste sein müsse, der einer Frau, die ganz Phantasie, ganz Liebe war, die Grenze zeige, jenseits deren das Unrecht beginne. Und so schrieb Arndt an seinem Geburtstage (Leipzig, 26. Dezember 1813) einen Brief an Johann Motherby, der das weitere Schicksal der beiden bestimmte und die Liebe, die überwallende Leidenschaft geworden war, zur Freundschaft zurücklenkte. Er berief sich darauf, daß er nie mit dem Heiligen spielen könnte, „selbst was ein glücklicher Leichtsinn mir erlauben möchte, erlaubt mir die Stellung nicht, worin ich mich als Teutscher Mensch gesetzt habe: ich muß meiden, was Anstoß geben könnte, ich darf vieles nicht thun oder nur scheinen thun zu können, was andern erlaubt ist, damit meine Thaten nicht schlechter erscheinen als meine Worte. Das Vaterland hat mich, die Sorge für mein Volk und unsre Kinder und wird mich haben bis ans Ende. . . Ich liebe Dich, meine kleine blühende und glühende Seele, ich liebe Dich sehr, sehr, ich habe es Dir noch in meinem vorigen Briefe geschrieben, wie sehr. Aber nichts Unwürdiges würde ich von Dir begehren, noch an Dir dulden, auch mich äußerlich in kein Verhältnis zu Dir stellen, das mich und

Dich und Deine Freunde entehrte. . . . Ich liebe Dich sehr, aber ich will nichts als diese Liebe und ihre geistige Blüte, weil ich nichts andres wollen darf.“ Und am 30. Dezember setzte er in Bezug auf Johanna's Gatten hinzu: „Ich habe Wilhelm auf seine Klagen wahr und treu geschrieben; ich hoffe, der Liebe, Gute wird sich besinnen und bedenken, wie weit man besitzen darf. Will ich ihm denn etwas nehmen? will ich ihn unglücklich machen? wahrlich nicht ich. Der Brunnen der Liebe ist unendlich wie alle Schöpfung und strömt reicher und heitrer zu, je mehr er abgiebt; jeder nehme bescheiden das Seine und liebe das Seine so hoch, daß kein Zweiter und Dritter es ihm entwenden kann.“

Motherby dachte nicht daran, seiner Frau den Briefwechsel mit Arndt zu untersagen, wie letzterer einen Augenblick lang gefürchtet hatte, Johanna war es, die Arndt's männlich ernste Fassung und Selbstüberwindung klagend und zürnend aufnahm. Sie riß sich in Königsberg los und reiste im Frühling 1814 nach dem deutschen Westen zu einem längern Besuch bei ihrer Freundin Henriette Barclay, die seit dem Ende 1812 die Frau Max von Schenkendorfs war. In Rödelheim, wo sie bei Arndt's Freunden, dem Solms'schen Regierungsrat Hoffmann und dessen schwedischer Gattin Aufnahme fand, sah sie Arndt wieder, weitere Zusammenkünfte fanden in Frankfurt am Main und Heidelberg statt, im August reiste Johanna Motherby nach Königsberg zurück. Diese Begegnungen und die Briefe, die jetzt zwischen beiden hin- und hergingen, entschieden vollends über das Schicksal des phantastischen Traumes, in dem sich Arndt gewiegt hatte und Johanna noch immer wiegte. Nicht kälter war er geworden: „ich fühle ganz, wie unendlich lieb Du mich hast und wie Du so ganz in mir lebst und bist, wie nie ein anderer Mensch gewesen ist, noch sein wird. Desto grauenvoller aber und weher ist mir der Gedanke: dieses holde Wesen kannst du doch nicht beglücken, wie du solltest, noch erfüllen mit jenem Sonnenschein voll Lust und Genüge, der aus der reinen Brust voll Liebe in die geliebte Brust überströmen müßte; desto schrecklicher steht die Möglichkeit vor mir, daß du einst, was jetzt um und an Dir ist, ja was du selbst bist, als ein täuschendes Gebild der Phantasie bejammern könntest“ (23. Juni 1814), aber klar, unerbittlich klar darüber, daß die liebenswürdige Furina, der buntschillernde Paradiesfalter, das Weib nicht sein könne, dessen er bedurfte. Dies war entschieden, ehe Nanna Schleiermacher in Arndt's Gesichtskreis trat, ehe Arndt seine neuen Lebensverhältnisse am Rhein begründete. Am 6. März 1817 schrieb er aus Greifswald an sie: „Du weißt wohl, was zwischen mir und Dir steht, aber Du solltest auch nicht vergessen, welch ein mächtiges Gerät Du in meinen Verhängnissen gewesen bist und immer sein wirst, und wie wir eine Macht ehren sollten, die so gewaltig über uns gebot. Weil das eine uns versagt ward, sollen und wollen wir alle süßen Blumen ausraufen, die doch so lieblich blühen? sollen wir selbst die ausraufen, die sich wie eine Jakobshimmelsleiter

in einer leuchtenden Kette zum Himmel aufwinden und uns so zu jener einzig gewissen und unverwelflichen Liebe emporheben wollen? O Du Liebes! thu das nicht, brich eine Gemeinschaft nicht ungläubig ab, die für uns beide so wohlthätig sein muß; erkläre nicht selbst Erinnerungen für Lügen, die uns ewig die anmutigsten sein müssen.“

Aber was auch Arndt jetzt und später that, die leidenschaftliche Freundin in treuem Gedenken zu beschwichtigen, er konnte nicht abwenden, daß doch ihre Trennung von Motherby erfolgte. Eine neue Spätleidenschaft des unruhigen Herzens führte ein Jahrzehnt nach der hier geschilderten Zeit (1824) zur Scheidung Johannas und ihrer Verbindung mit dem elf Jahre jüngern Arzt Dr. Ludwig Dieffenbach, mit dem sie sich in Berlin niederließ. Auch diese Wendung ihres Schicksals, die ihr wiederum das geträumte Glück nicht brachte, hat Arndt mit ernstem Freundesanteil begleitet, mit wie ernstem und schmerzlichen, verrät der letzte Wunsch, den er ihr (Bonn, 25. März 1836) nach ihrer zweiten Scheidung auch von Professor Dieffenbach zurief: „Wir grüßen Dich sehr und wünschen Dir in der durch eigne und fremde Unruhe getümmelvollen Welt ein bißchen von Gottes Frieden.“

Alles in allem ist es eine wundersame Episode von Arndts innerm Leben, die durch die Briefe an Johanna Motherby erhellt wird, ein uns tiefbewegendes Zeugnis dafür, welche Klust die Menschen von heute und ihr Empfinden von den Menschen und Empfindungen im Beginn unsers Jahrhunderts trennt. Als Arndt im Winter von 1847 an Charlotte von Nathen meldete: „Ich habe mein siebenundsiebzigstes nun überschritten, nicht ohne Schmerzen ganz eigentümlicher Art, in denen ich noch etwas begraben bin, eine Art Schmerzen, wie die einer Leichenbestattung. Denn die hohe Altersspitze, worauf ich stehe, hatte mich ermahnt, unter lange still gelegnen und bestäubten Papieren zu wühlen, und da wurden auch manche thränen- und schmerzreiche Erinnerungen mit aufgewühlt. Ich wühle nun schon seit Wochen. Bei diesem Wühlen und Ordnen von Papieren aus längst verschwundenen Tagen werden auch viele süßeste Erinnerungen wieder doppelt lebendig, und auch der Dank gegen den freundlichen Gott, der mir die Liebe so vieler frommen und tapfern Seelen in einem langen Leben beschieden hat,“ da mußte er auch Johannas als einer Abgeschiednen gedenken, sie war bereits fünf Jahre zuvor, am 22. August 1842, in Berlin verstorben.

